Text: LINUS SCHÖPFER

Die verlassenen Kinder

Keine Zärtlichkeit, keine Liebe: In den fünfziger Jahren lebten Tausende Schweizer Kinder in anonymen Säuglingsheimen. Wie geht es den Babys von damals? Drei Betroffene erzählen.

Fotos: ZSIGMOND TOTH

DIE BABYS SIND ALLEIN, MUTTERSEELENALLEIN. Sie liegen Bettchen an Bettchen, starren gegen die Decke oder wälzen sich unruhig. Junge Frauen hasten umher. Es fehlt ihnen an Zeit, aber auch am Verständnis für die kleinen Wesen. Kein Wiegen, kein Umarmen. Während Stunden liegen die Kinder da, ohne Kontakt. Manche sind apathisch. Andere schlagen den Kopf gegen das Gitter.

Diese Szene sah, wer vor siebzig Jahren ein Schweizer Säuglingsheim besuchte. Im ganzen Land gab es solche Institute, insgesamt versorgten sie rund 3500 Säuglinge und Kleinkinder. Die Babys waren gleich nach ihrer Geburt dorthin gebracht worden. Freiwillig hatten sie die wenigsten Eltern hergegeben. Alleinerziehenden waren sie vom Staat weggenommen worden, was im Behördensprech als «fürsorgerische Zwangsmassnahme» galt. Und Gastarbeiterfamilien konnten oft gar nicht anders, als ihre Kinder ins Heim zu geben. Vater wie Mutter mussten Vollzeit arbeiten, sonst wäre die Familie aus der Schweiz ausgewiesen worden.

Wir haben mit drei Menschen geredet, die damals in diesen Bettchen lagen. Viola Jori, deren Mutter aus einem italienischen Bergdorf ausgewandert war und danach nur noch eins kannte: schaffe, schaffe. Otto Löffler, für den im Heim eine lange Leidenszeit begann. Und T. M., dessen Eltern Mediziner waren und keine Zeit für ihn hatten. Was machte die frühe, einsame, unbewusste Zeit mit ihnen?

Als Heimkinder hatten sie einen Kaltstart ins Leben. Gefüttert, gewickelt und überwacht wurden sie oft von Lehrtöchtern und Praktikantinnen. Es war die Nachkriegszeit, die Epoche der Hochkonjunktur, und die Heime hatten Schwierigkeiten, genügend und vor allem kompetentes Personal zu finden. Auch konzentrierte sich die Medizin damals auf die körperliche Entwicklung. Ihr oberstes Ziel war es, Krankheiten und Ansteckungen zu vermeiden. Ein engerer Kontakt zwischen den Babys und ihren Pflegerinnen war unerwünscht.

Zu den ersten Kritikerinnen gehörte Marie Meierhofer, die Zürcher Kinder- und Stadtärztin. Als sie die Säuglingsheime besuchte, war sie entsetzt über die Zustände und das Verhalten der Babys. Auf den Schock reagierte sie mit einer Analyse: Meierhofer begann, genauer hinzuschauen und die Zürcher Heime systematisch zu untersuchen. Die Kinderpsychiaterin merkte, wie die Heimbabys zurückblieben im Vergleich zu Kindern gewöhnlicher Familien: geistig, aber auch emotional. Nach ihrer Zeit im Heim mussten sie meist weiter in benachteiligten Verhältnissen leben, kamen in Institute für Kleinkinder oder wurden in Pflegefamilien abgegeben.

Im Verlauf der Jahre wurden die Bettchen dann mehr und mehr von Ausländerkindern belegt, für Schweizer Kinder wurden andere Lösungen gefunden. Als die Zuwanderung in den siebziger Jahren zurückging, mussten die letzten Heime ihre Tore schliessen. Meierhofer wurde derweil zu einer international renommierten Wissenschafterin, auch wegen ihrer Untersuchung der Heime.

Ihr Erbe ist das eng mit der Uni Zürich verbundene Marie-Meierhofer-Institut. Dessen heutige Leiterin, Patricia Lannen, hat mit ihrem Team nach langer Suche frühere Heimkinder aufgespürt. Marie Meierhofers Befürchtung erwies sich als nur zu berechtigt: Im Schnitt entwickelten sich die Heimkinder schlechter als «normale» Kinder. Sie hatten grössere Probleme in der Schule und später im Beruf, waren anfälliger für Depressionen und Drogen. Und sie hatten öfters Schwierigkeiten, tiefe, erfüllende Beziehungen einzugehen. Zugleich gibt es aber auch Beispiele von Heimkindern, die überdurchschnittliche Leistungen erbracht haben.

Die Gymnasiallehrerin Viola Jori, der Unternehmer Otto Löffler, T. M., der wie sein Vater Arzt wurde: Sie alle drei haben sich freigestrampelt und einen beeindruckenden Weg zurückgelegt. Sie haben Karriere gemacht. Spüren sie die unbewusste Zeit in den Heimen noch? Haben sie den Kaltstart überwunden? Oder ist ihr Erfolg nur Oberfläche, und darunter liegen Verletzungen, die niemals heilen können? Und was ist das überhaupt: ein «glückliches Leben»?

Otto Löffler
Jahrgang 1958. Unternehmer

Wurde drei Wochen nach der Geburt im Säuglingsheim Pilgerbrunnen der Stadt Zürich abgegeben.

«Das war kein guter Start, klar. Es fiel mir lange schwer, meine Gefühle richtig zu deuten oder anderen Menschen zu vertrauen. Das hatte sicher auch mit dem Säuglingsheim zu tun. Auf das Heim folgten zwei unglückliche Aufenthalte bei Pflegefamilien. Doch dann brach die schönste Zeit meiner Kindheit an. Zum ersten Mal traf ich auf Menschen, die mich liebten. In Zürich Höngg war das, zwischen meinem zweiten und dem sechsten Lebensjahr. Obwohl ich damals noch sehr klein war, habe ich Bilder dieser Zeit in mir bewahrt. Mein Weg in den Kindsgi zum Beispiel oder die gemeinsamen Spaziergänge am Sonntag. Meine Pflegeeltern nahmen mich auf wie ihr eigenes Kind, das sie selber nicht haben konnten. Es war ein einfaches, aber warmes Zuhause. Umso schlimmer war der Tag, als ich aus dieser Familie herausgerissen wurde.

> «Es fiel mir lange schwer, meine Gefühle richtig zu deuten oder anderen Menschen zu vertrauen.»

Auf einmal stand meine echte Mutter vor der Tür. Das war aber keine Mutter für mich – sondern irgendeine Frau, eine Fremde. Sie müssen sich das vorstellen: In diesem Moment nahm ich meine Mutter zum ersten Mal in meinem Leben wahr! Und dann musste ich mit ihr weggehen. Wir zogen in eine Wohnung, zusammen mit meinem älteren Bruder. Es war der reine Horror, mein schlimmstes Kindheitserlebnis überhaupt. Ich bin bis heute nicht darüber hinweggekommen. Diese Entwurzelung, dieses tiefe Gefühl der Einsamkeit – das ist schwer zu therapieren.

Meine Mutter wuchs in der Steiermark auf, in armseligen Verhältnissen. Was ich ihr aber nicht als mildernde Umstände zugutehalten kann. Nach der Ausbildung in Österreich kam sie in die Schweiz, um als Köchin zu arbeiten. Wir lebten in beengten Verhältnissen, es fehlte an vielem. Sie konnte nicht viel mit uns anfangen, steckte uns in den Tageshort. Ja, das waren düstere Jahre. Es gelang meinem Bruder und mir nie, ein herzliches Verhältnis zu unserer Mutter aufzubauen. Dass sie mittlerweile gestorben ist, ist nicht weiter tragisch. Der Vater? War nie da. Es soll mal eine Zusammenführung gegeben haben, woran ich mich aber nicht erinnern kann. Nach dem Aufenthalt

«Kurz vor der Pensionierung merkte ich: Jetzt holt dich diese Geschichte ein.» Otto Löffler, 2026.





bei der Mutter wurden mein Bruder und ich in ein Waisenhaus abgegeben. Da kam ich gerade in die vierte Primarklasse.

Ich war als Kind immer am Strampeln. Ich wurde renitent, machte Scherereien, klaute und schlug Scheiben ein. Schliesslich wurde ich sogar aus dem Waisenhaus ausgewiesen. Endstation war dann ein Heim für Schwererziehbare im St. Gallischen. Zu diesem Zeitpunkt war ich völlig entwurzelt. Das Heim wurde von Geistlichen geleitet, die ein hartes Regime durchsetzten. Wer nicht spurte, wurde geschlagen: mit dem Teppichklopfer oder der flachen Hand. Der Pfarrer schaute mir jeweils tief in die Augen, während er mit dem Arm ausholte. Wer einmal eine Ohrfeige gespürt hat, diesen Moment, bevor der Schmerz einfährt – das vergisst man nicht mehr. In dieser Zeit passierte etwas mit mir: Ich wurde ruhig. Ich fügte mich. Nicht aus innerer Einsicht, nein. Ich wollte einfach nicht mehr geschlagen werden. Alle paar Monate besuchte ich meine leibliche Mutter, aber nur so kurz

wie möglich. Ich wollte möglichst viel Zeit bei meinen früheren Pflegeeltern in Höngg verbringen. Dort war es schön. Aber umso schlimmer war es, wenn es Abend wurde, ich Höngg verlassen und wieder auf den Zug Richtung St. Gallen musste. Das war furchtbar. Aber ich konnte es nicht ändern.

Als Teenager dämmerte mir, wo ich hinmusste: in die Sek. Und zwar um jeden Preis. Beim zweiten Anlauf, nach dem ersten Realschuljahr, klappte es. Danach kam ich in eine normale, eine gute Schule. Endlich ging es aufwärts. Ich wechselte in ein Lehrlingsheim in Zürich und begann bei einer Speditionsfirma das KV. Nach dem Lehrabschluss bezog ich meine erste eigene Wohnung – natürlich in Zürich Höngg, nahe bei meinen früheren Pflegeeltern.

Gegenüber meinen Arbeitskollegen verschwieg ich meine Zeit in den Heimen. Wenn ich gefragt wurde, was nur selten vorkam, fabulierte ich irgendetwas zusammen. Ich wollte vergessen. Ich machte Karriere, wurde Geschäftsführer einer Transportfirma. Ich gründete eine Familie, hatte zwei eigene Kinder. Später, bei meiner zweiten Heirat, wuchsen wir zu einer wunderbaren Patchwork-Familie mit fünf Kindern. Ein schönes Leben! Doch kurz vor der Pensionierung merkte ich: Jetzt holt dich diese Geschichte aus den Kinder- und Jugendjahren ein. Da bricht etwas auf in dir, das du nicht länger zurückdrängen kannst. Dieses Gefühl wurde noch stärker, als meine ersten Enkelkinder geboren wurden. Ich nahm dann selber Kontakt mit der Vormundschaftsbehörde auf und begann, meine Akten zu studieren. Kurz darauf kam das Meierhof-Institut auf mich zu, wofür ich sehr dankbar bin. Ich schätze den Austausch mit den Forscherinnen sehr. Aber noch bin ich über diese Geschichte nicht hinweg.

Natürlich mache ich mir heute Gedanken, wie mich meine Zeit im Säuglingsheim und in den anderen Heimen geprägt hat. Meine jüngsten Enkelkinder sind jetzt zwei und vier Jahre alt. Seit ihrer Geburt verbringen sie viel Zeit bei uns, wo sie Geborgenheit und Liebe erfahren. Eigentlich ist es einfach: Die Enkelkinder sind bei uns daheim. Und ein solches Daheim habe ich nie gehabt. Das war der Entzug, der mein Leben geprägt hat.»

Viola Jori
Jahrgang 1955. Gymnasiallehrerin

Geboren in der Frauenklinik des Kantonsspitals Zürich. Wurde danach im Säuglingsheim Florhof der Stadt Zürich abgegeben.

«Es mag merkwürdig klingen, aber für mich war das Säuglingsheim ein grosses Glück. In den meisten anderen Ländern wäre ich verwahrlost, womöglich auf der Strasse gelandet. Im Heim wurde ich als Kleinkind gut genährt, später konnte ich in die Schule gehen. Deshalb empfinde ich heute keine Wut auf die Heimleiterinnen oder auf die Schweiz als Staat. Ich lebte ja bis zu meinem 20. Lebensjahr in Heimen oder Internaten, einmal auch bei einer Pflegefamilie. So war es eben. Meine Freundinnen während der Primarschulzeit waren auch Heimkinder. Zugleich hatte ich intuitiv das Gefühl, dass es Kinder aus gewöhnlichen Familien besser hatten. In Italien, wo meine Eltern herkamen, hätte ich keine Zukunft gehabt.

Meine Mutter wuchs in einem Bergdorf in der Provinz Pordenone auf. Sie ging drei Jahre in die Primarschule. Dann war fertig mit Bildung, und es gab nur noch eins: schaffe, schaffe. 1963 verlor sie auf einen Schlag ihre Familie und die meisten Verwandten. Eltern, Geschwister, Cousins. Das war das Unglück von Vajont: Eine Felsmasse stürzte in den Stausee und brachte ihn zum Überschwappen, eine ungeheure Flutwelle baute sich auf und zerstörte mehrere Dörfer, darunter jenes meiner Vorfahren. Meine Mutter war da bereits ein paar Jahre in der Schweiz, wo sie als Zimmermädchen in Hotels arbeitete. Ich als Baby stand ihr nur im Weg. Wohin hätte sie mich geben sollen? Mein Vater, der auch aus einem italienischen Bergdorf ausgewandert war, interessierte sich kaum für mich. Er war Alkoholiker und starb mit 50 Jahren.

Das Leben in den Heimen war für mich zwar selbstverständlich, aber deswegen nicht immer einfach. Man bekam zu essen, Kleider und ein Bett, aber emotional wurde man vernachlässigt. Das Personal wechselte ständig, ich konnte keine echte Beziehung zu den Erwachsenen aufbauen. Dass meine Mutter hilflos war und nicht für mich sorgen konnte, spürte ich.

Als Kleinkind wehrte ich mich oft, ins Heim zurückgebracht zu werden – manchmal buchstäblich mit Händen und Füssen. Einmal fuhr mich die Freundin meiner Mutter ins Heim zurück, und ich verkroch mich unter dem Sitz ihres alten VW-Käfers. Meine Mutter musste lange an mir herumzerren, bis sie mich aus dem Auto herausgeholt hatte. Für die ersten Primarschuljahre kam ich in eine Zürcher Pflegefamilie. Das war richtig schlimm. Ich wurde geschlagen, gequält und missbraucht. Bis ich einmal beim Arzt landete, der meine Blutergüsse sah und sagte, zu dieser Familie dürfe man mich nicht mehr schicken. Zum Glück hörte die Behörde auf ihn. Für mich war klar: lieber in ein Heim.

«Es war eine Art Überlebensstrategie: Wenn ich Unfug trieb, musste man sich mit mir beschäftigen.»

In der Schule galt ich lange als bockig und schwererziehbar. Es stimmte ja auch: Ich war immer vorne dabei, wenn es darum ging, aufzufallen: eine ganze Schachtel Zündhölzer anzünden, über Nacht abhauen, solche Sachen. Ich glaube, das war eine instinktive Reaktion, eine Art Überlebensstrategie, weil mich sonst niemand beachtet hätte. Wenn ich Unfug trieb, musste man sich mit mir beschäftigen – ob man nun wollte oder nicht.

Mit neun Jahren kam ich von der schrecklichen Pflegefamilie weg in ein weiteres Kinderheim, und ich bekam eine tolle Fürsorgerin zugeteilt, die sehr geduldig und wohlwollend war. Da merkte ich zum ersten Mal, dass eine Erwachsene auch verlässlich sein konnte. Dass sie nicht gleich wieder verschwinden musste, wenn man sich an sie gewöhnt hatte. In der Schule kam ich in dieser Zeit langsam auf die Spur. Ich war nicht überragend intelligent, aber fleissig und offenbar auch ziemlich ehrgeizig. Das sagte man mir jedenfalls nach.

Vor allem aber war ich neugierig. Neugierde ist wohl der stärkste Antrieb überhaupt in meinem Leben. Ich machte die Matura und studierte danach an der Uni Zürich zwei ganz unterschiedliche Disziplinen, Biologie und Anglistik. Beide Fächer schloss ich mit

Viola Jori: «Es mag merkwürdig klingen, aber für mich war das Säuglingsheim ein grosses Glück.»





dem Lizenziat ab, in der Anglistik kam noch ein Doktorat dazu. Als Lehrerin unterrichtete ich später an verschiedenen Kantonsschulen sowie an einer Pädagogischen Hochschule.

Ich lebe heute ein erfülltes Leben. Ich habe vier Kinder und zwei Enkelkinder, engagiere mich für soziale und ökologische Anliegen. Ich will dazu beitragen, die Zukunft der nächsten Generation zu verbessern. Die Zeit in den Heimen habe ich als Erwachsene lange Zeit ausgeblendet. Erst jüngst begann ich mich ernsthaft damit zu beschäftigen, als das Meierhof-Institut auf mich zukam. Ich finde es aufschlussreich, mich in die Dokumentation der Heime zu vertiefen. Ich bekomme einen neuen Blick auf mich selber. Offenbar habe ich als kleines Kind Marie Meierhofer sogar persönlich getroffen. Jedenfalls gibt es Notizen von ihr über mich. Am 14. Mai 1959 hat sie einen Test mit mir gemacht. Ich war damals also knapp vier Jahre alt. «Aufgeweckt, artig», steht da. Und: «Sehr kontaktbedürftig.» Aber auch: «Spricht noch schlecht.»



FOTO: ARCHIV KINDERHEIM PILGERBRUNNEN (AKP), FOTOALBEN, UNDATIERT, UM 1950

Sonnenterrasse des Zürcher Säuglingsheims Pilgerbrunnen um 1950.

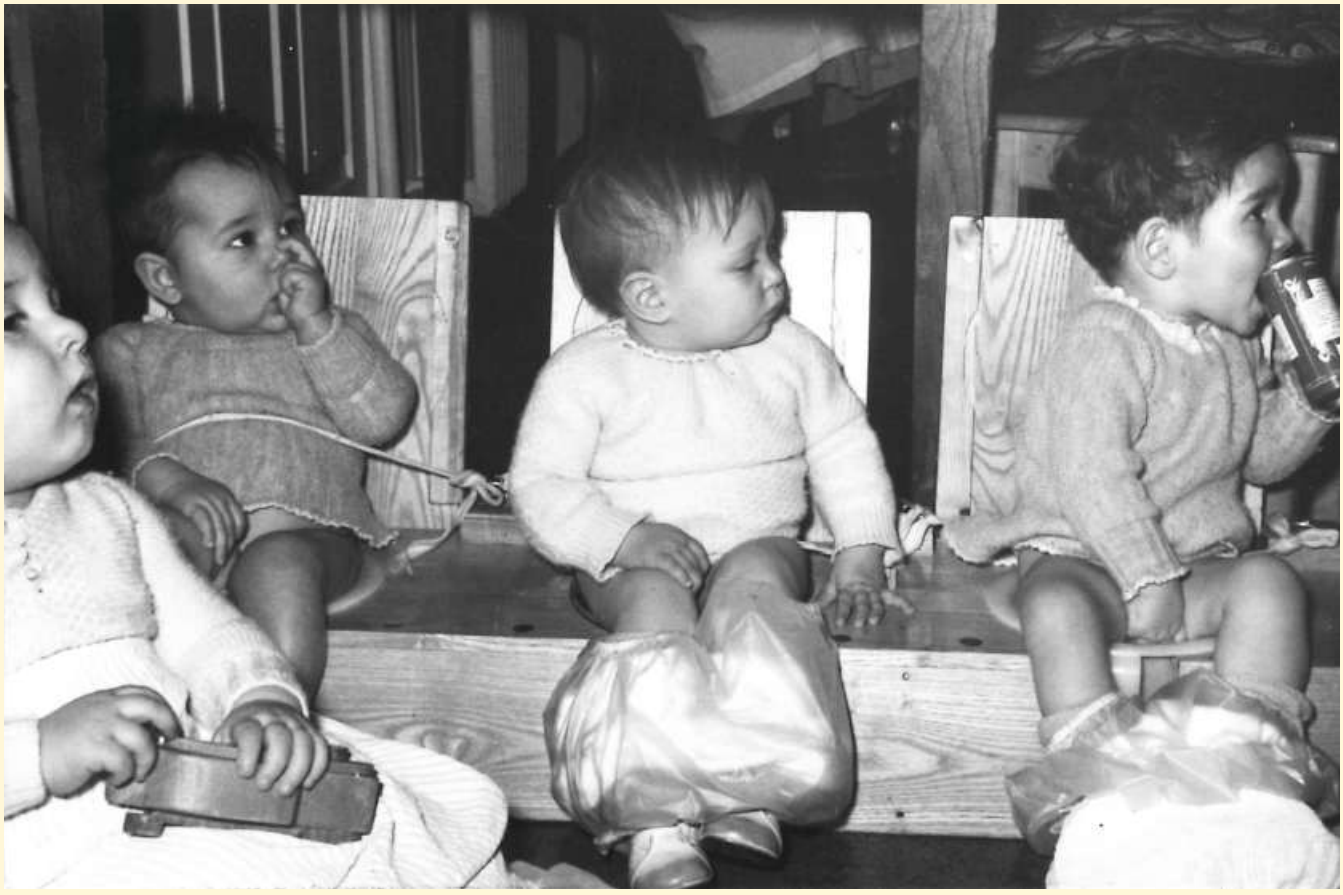


Winterliche Aussenansicht des Mädchenasyls Pilgerbrunnen, 1911.



Solche Bilder bewarben die einwandfreie hygienische Betreuung, 1956.

FOTOS: ARCHIV EFZ, HISTORISCHE DOKUMENTE, BUCH 1, 1911; ARCHIV KINDERHEIM PILGERBRUNNEN (AKP), FOTOALBEN, UNDATIERT, UM 1950



Toilettengang: Bild aus dem Nachlass der Kinderärztin Marie Meierhofer.



Schlafen in einem Säuglingsheim in Zürich in den 1950er Jahren.

FOTOS: NACHLASS MARIE MEIERHOFER. ARCHIV MARIE MEIERHOFER INSTITUT FÜR DAS KIND



Die neue Milchküche vereinfachte den Alltag: 1972 entstanden hier bis zu 180 Schoppen pro Tag.

FOTO: ARCHIV KINDERHEIM PILGERBRUNNEN (AKP), FOTOALBEN, UNDATIERT, UM 1950

«Warum meine Eltern überhaupt Kinder wollten, ist mir nie klargeworden.» Heimkind T. M., fotografiert 2026.





Ich hoffe, dass die neuen Forschungen des Meierhof-Instituts über die Heime nicht einfach nur zur Vergangenheitsbewältigung dienen, sondern dabei helfen, die Situation von heutigen Heimkindern zu verbessern und die Öffentlichkeit und die Politik zu sensibilisieren.

So wie es mir in den Fünfzigern in Zürich ergangen ist, so ergeht es heute nämlich noch immer vielen Kindern in anderen Regionen der Welt.»

T. M.*
Jahrgang 1958. Arzt

Wurde von den Eltern nach der Geburt im Säuglingsheim Ottenweg im Zürcher Seefeldquartier abgegeben.

«Mein Vater erinnerte mich öfters daran, wie es Mark Twain ergangen ist. Twain hatte sich auch mit seinem Vater zerstritten, dann aber den Moment der Versöhnung verpasst. Auch meinem Vater

und mir gelang das leider nicht mehr. Er starb an einem Herzinfarkt auf offener Strasse, mit 66 Jahren. Das war, nur ein paar Tage bevor wir uns aussprechen wollten. Dieses Versäumnis nagt bis heute an mir. Dass wir zu lange gewartet haben. Mein Vater war Hausarzt im Zürcher Seefeldquartier, meine Mutter Apothekengehilfin. Er stammte aus einer Aargauer Bauernfamilie, sie war als Tochter eines Fabrikanten mit ihrer Familie aus Ostdeutschland vor den Russen geflüchtet. Es gab eigentlich nur zwei, drei Wochen im Jahr, in denen wir eine «echte Familie» waren. Als wir in die Ferien fuhren nach Süditalien oder mal nach Wien. Sonst lebten wir ausserhalb des Elternhauses in verschiedenen Welten.

Wegen der intensiven Arbeit in der Praxis waren meine Eltern nicht in der Lage, sich um unsere Erziehung zu kümmern. Deshalb gaben sie mich und meine Schwester, die drei Jahre älter ist als ich, in das Säuglingsheim. Warum meine Eltern überhaupt Kinder wollten, ist mir nie klar geworden. Wir haben auch nie mit ihnen darüber gesprochen. Weil wir wussten, dass das sofort Ärger gegeben hätte. Mein Vater war ein patriarchaler Typ, der wegen Kleinigkeiten – beispielsweise wenn ihm eine bestimmte Art zu gehen nicht passte oder ich eine neue Frisur hatte – in Rage geraten konnte.

Wie sehr mich das Säuglingsheim geprägt hat, kann ich heute nicht mit Sicherheit sagen. Dass ich zwei Jahre den Kindergarten besuchte, ist vielleicht ein Hinweis darauf, dass ich in meiner frühen Kindheit hinter meinen Altersgenossen zurückgeblieben bin. Allerdings sehe ich die Säuglingsheime weniger kritisch als Marie Meierhofer. Sicher, wenn das Personal überfordert oder nicht kompetent war, konnte es nicht richtig funktionieren. Aber das ist ja heute noch genauso. Von der Konzeption her waren die Heime sicher keine schlechte Sache. Es war ein solider Ort für Kinder, deren Mütter keine Zeit für sie hatten.

Die Vergangenheit zu bemängeln, ist das eine. Aber vielleicht sollten wir auch die Gegenwart ein bisschen skeptischer sehen. Unsere heutigen Kitas zum Beispiel: Wird da tatsächlich so viel besser gearbeitet als damals in den Säuglingsheimen? Und ob die gegenwärtige Tendenz, dass Frauen mehr arbeiten und ihre Kinder öfters in Kitas abgeben, auch zum Wohl des Kindes ist … Da würde ich ein Fragezeichen machen.

Ging es um unsere nächste Unterkunft, stützte sich mein Vater auf seine eigenen Erfahrungen. So war er selber im Kollegium in Schwyz zur Schule gegangen. Ferner hatte er Kataloge, in denen er sich über die Angebote von Heimen und Internaten informierte. Daraus wählte er jeweils aus, wo er meine Schwester und mich als Nächstes in Obhut bringen konnte. Es waren auch schwierige Heime dabei, mit teilweise groben Lehrern, die mit Ohrfeigen nicht sparten. Ich würde sagen, dass ich es im Ganzen gesehen gut getroffen habe. Natürlich haderte ich ab und zu mit unserer Familiensituation, natürlich litten wir. Aber es war nicht so, dass mich das jede Minute quälte. Meine Schwester hatte als Teenagerin mal eine psychotische Krise, das kam quasi aus dem Nichts. Sie wurde danach behandelt, mit Erfolg. Sie hatte nie einen Rückfall. Wenn ich mit meiner Frau streite, sagt sie manchmal: «Du verhältst dich so, weil du als Kind zu wenig Liebe bekommen hast, und schlägst ganz deinem Vater nach!» Ich sehe das anders. Ich glaube, dass die Gene und die Umwelt ebenso wichtige Faktoren sind.

Ein Glück war, dass ich meine Primarschulzeit unter der Obhut meiner Grossmutter verbringen konnte. Eine fromme und strenge, aber auch sehr gütige Frau. Ihr verdanken meine Schwester und ich viel! Sie war unsere eigentliche Mutter. Mein Vater hatte sie von ihrem Bauernhof im Aargau in die Stadt geholt, ins Seefeld. Eine völlig fremde Umgebung für eine Frau, die auf dem Land aufgewachsen war. Sie hat sich sehr aufopfernd geschlagen.

In der Schule war ich rasch ziemlich gut unterwegs. Mein Vater schickte mich nach der Primarschule und einem Aufenthalt in einer Privatschule erst an ein Gymnasium nach Deutschland, darauf ans Gymnasium in Schwyz. Und dann zog es mich wie meinen Vater in die Medizin. Während meiner Ausbildung arbeitete ich zwei Jahre als Arzt in einer psychiatrischen Klinik in Bern, und ich vermute, dass ich von dieser Erfahrung nicht nur als Arzt, sondern auch für meine eigene Psyche profitiert habe. Weil ich mich ja von morgens bis abends damit beschäftigt habe, wie seelische Schäden therapiert werden. Mein Interesse war wohl nicht ganz gewöhnlich, auch wenn mir das damals nicht immer bewusst war. Man sagt ja unter Medizinern, dass wer sich zur Psychopathologie hingezogen fühle, selber einen kleineren Schaden habe.

Meine Mutter traute mir anfangs den Arztkittel nicht recht zu. Wenn es um eine medizinische Empfehlung ging, hat sie immer auf den Rat meines Vaters gehört. Das hat mich anfänglich schon gefuchst, das muss ich zugeben.

Meine Frau und ich haben selber keine Kinder. Das war unser Entscheid nach einer ausführlichen genetischen Abklärung im Inselspital Bern. Natürlich haben wir das auch bedauert. Aber ich trage einige Eigenschaften meines Vaters in mir, und deshalb denke ich manchmal: Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, wenn dieser Zweig sich nun nicht fortgepflanzt hat. Meine Schwester hat auch keine Kinder. Als Arzt habe ich viel mit Kindern zu tun, und das macht mir grosse Freude. Insofern ist mein Leben nicht gänzlich kinderlos.

> «Von der Konzeption her waren die Heime keine schlechte Sache. Ein solider Ort für Kinder, deren Mütter keine Zeit hatten.»

Ginge es nach meiner Frau, wäre ich schon längst pensioniert. Aber mir gefällt meine Arbeit, und vielleicht werde ich bis 70 noch weitermachen. Wenn ich höre, dass ehemalige Heimkinder nach der Pensionierung in ein Loch fallen, dann kann ich für meine Person sagen: Davor habe ich keine Angst. Ich glaube, ich habe genügend Hobbys, mit denen ich eine gute Zeit verbringen kann. So bin ich ehrenamtlicher Mitarbeiter der archäologischen Vereine in Aargau, Zug und Zürich und werde da noch einige Zeit aktiv mitarbeiten. Ferner warten meine beiden britischen Oldtimer nur darauf, endlich auf Vordermann gebracht zu werden. Und auch meiner Leidenschaft für Schmetterlinge möchte ich wieder vermehrt nachgehen. Sie begleitet mich schon das halbe Leben. Es geht mir vor allem um das Erlebnis in der Natur. Nochmals in Mexiko eine *Rothschildia aurota* sehen zu können, das fände ich schön.» ■

** T. M. praktiziert noch und möchte seinen Namen nicht in der Zeitung lesen.*

BUCHTIPP I Der Porträtband des Marie-Meierhofer-Instituts für das Kind erscheint im November: «Säuglingsplatzierungen in den 1950er-Jahren».

BUCHTIPP II Einige Bilder in diesem Artikel stammen aus dem Buch «Zuflucht» über das Kinderheim Pilgerbrunnen (Hier-und-Jetzt-Verlag).